

Jean Prévost
Das Salz in der Wunde

Jean Prévost

DAS SALZ
IN DER WUNDE

Roman

Aus dem Französischen übersetzt
von Patricia Klobusiczky

Nachwort von Joseph Hanimann

MANESSE VERLAG
ZÜRICH

Für Yvonne und Louis Chevalier

ERSTER TEIL

Ein Träumer geht baden

Die Briefftasche

«Kennst du dich eigentlich, Crouzon?»

Crouzon, der auf dem Diwan seines Studienfreundes döste, fand die Frage so komisch, dass er sich auf den Ellbogen stützte; als wäre er gerade wach geworden, betrachtete er die Bettumrandung aus graubraunem Leinen, die Regale voller Bücher, den Tisch mit dem Teetablett, das munter die Unterlagen verdeckte: das opulente Zimmer eines betuchten Studenten.

«Nun?»

Dousset ließ nicht locker. (Ich verderbe dem armen Kerl die Pointe), dachte Crouzon: Da ist eine Antwort fällig. «Lass mich überlegen: Das ist die ganz hohe Schule. Steht heute Abend *Denken* an?»

«Ich wollte auf etwas anderes hinaus; (Doussets Tonfall wechselte von verhalten zu unverschämt) könnte es sein, *mein teurer Freund*, dass du manchmal lange Finger machst?»

Crouzon lachte schallend, spürte, dass sein Lachen zwanghaft wurde, lief puterrot an, verschluckte sich. Und weil der andere ihn immer noch ansah, sagte er: «Hör mal, wie kannst du nur ...»

«Genug», schrie Dousset. Seine Lautstärke, seine Entschiedenheit nahmen rasant zu. Er stand auf, schloss die Zimmertür ab. Nun erbleichte Crouzon, bekam einen

trockenen Mund. Barsch sagte er: «Jetzt reicht es aber, mein Dicker.»

«Nein, *mein Kleiner*, das reicht ganz und gar nicht. Ich war bloß eine Viertelstunde weg, um Kekse zu kaufen; ich habe etwas Geld eingesteckt und meine Brieftasche wieder in diese Schublade gelegt. Jetzt ist sie verschwunden.»

«Deine Brieftasche?»

«Willst du Dummkopf mich für dumm verkaufen? Fällt dir nichts Besseres ein ...?»

Crouzon saß mit hängendem Kopf da; strich nur eine Haarsträhne zurück. Mit einem leisen Schnalzen – drohend, verletzt – sorgte er für Stille. Dann sagte er mit rauer Stimme: «Willst du mich durchsuchen?»

«Ich denke, für diesen Fall hast du sicher vorgesorgt», erwiderte Dousset verächtlich.

«Du machst mich noch rasend. Pass auf, ich setze mich wieder. Und du such weiter, Freundchen. Sag Bescheid, wenn du einen Beweis hast, dann höre ich dich an. Bis dahin ...»

«Glaubst du vielleicht, ich brauche mehr Beweise als deine Visage und dein Fracksausen, du Hungerleider? Wozu länger warten?», fuhr Dousset halblaut fort, als wollte er seinen Zorn auskosten. «Wir erledigen die Sache gleich, ich setze dich vor die Tür. Ich sperre wieder auf und du bewegst deinen Hintern, sonst ...»

Crouzon blieb reglos sitzen.

«Na los, hopp, hopp! Wenn ich nachhelfen muss, wird es nicht so glimpflich ablaufen ...»

Er packte Crouzon am Kragen, zog ihn hoch. Anstatt sich dagegen zu sträuben, warf sich Crouzon nach vorn und stieß den Kopf in Doussets Gesicht. Der beleibte,

schlaffe Hüne fiel um. Sein schwächlicher Gegner sah ihn an, setzte sich achselzuckend wieder hin und merkte, dass seine Augen sich mit Tränen füllten. Dieser große Rüpel da auf dem Teppich und er waren seit zehn Jahren Kameraden. In dieser Wohnung traf er alle seine Freunde. Vorbei, für immer ... Er goss ein bisschen Wasser auf sein Taschentuch, tupfte sich die Augen ab. Dann kniete er sich hin, stellte das Tablett neben sich, legte eine mit kaltem Wasser getränkte Serviette auf Doussets Stirn, benetzte seine Lippen mit Portwein. Der Besiegte machte den Mund auf, leckte sich die Lippen, streckte sich, öffnete die Augen.

Sie sahen sich an, es dauerte eine Weile, bis Dousset sich auf seinen Groll besann. Er drehte den Kopf weg und sagte, die Wange am Teppich, mit dumpfer Stimme: «Da ist ja die Brieftasche.»

«Deine Brieftasche? Wo denn?», sagte Crouzon.

«Zwischen Sekretär und Bücherschrank; ja, genau dort, auf dem Boden.»

«Ach! Na siehst du, mein Lieber.» Crouzon empfand für Dousset jetzt freundschaftlichere Gefühle als je zuvor. Aber der betastete die Schwellungen an Lippen und Nase, den schmerzenden Kiefer. Er richtete sich auf, befügte noch einmal sein Gesicht und wirkte dabei wie ein schmolzendes Kind. Den lachenden Sieger sah er böse an.

«Wenn du mich nicht niedergeschlagen hättest und ich sie dort gefunden hätte, wäre alles in Ordnung: Ich hätte nichts in der Hand, du nichts in der Tasche, ich hätte dich auf Knien um Verzeihung gebeten. Aber so ...»

Crouzon empfand Abscheu für diesen Trottel, der seine verletzte Eitelkeit als Beweis anführte. Doch was konnte er tun? Erneut zuschlagen? Mit zitternden Knien stand

er auf, nahm die Brieftasche und sagte verdrossen: «Sieh doch nach.»

«Das ist nicht nötig: Jetzt weiß ich, dass nichts fehlt. Nur keine Sorge, ich habe tatsächlich nicht genug in der Hand, um zur Polizei zu gehen, und will es auch gar nicht. Selbst wenn ich Beweise gehabt hätte, wäre ich nicht hingegangen: Wir waren schließlich Freunde! Das war ein Schlag ins Wasser, mein Guter ...»

«Mistkerl.»

«Du nimmst mir das Wort aus dem Mund.» Dousset stand endlich auf.

«Jetzt stell dir mal vor», nahm Crouzon den Faden wieder auf, «dass du zu Unrecht verdächtigt wirst, unter dem Dach eines Freundes, so wie ich gerade. Wie würdest du denn reagieren?»

«Das müssen Sie wissen, Herr Rechtsanwalt Dieudonné Crouzon. Sie sind bald Dr. iur., während ich noch nicht mal das Studium abgeschlossen habe. Dafür wurde ich noch nie des Diebstahls bezichtigt.»

Es folgte ein langes Schweigen. Mechanisch streckte Crouzon die Hand nach einer Zigarettendose aus, zog sie jedoch sogleich zurück.

«Nur zu, bedien dich ruhig, du hast meine Erlaubnis», sagte Dousset mit grimmigem Spott. «Aber weißt du, was ich an deiner Stelle täte?» (Crouzon zuckte zusammen: Er schöpfte wieder Hoffnung.) «Tja, an deiner Stelle würde ich gehen.»

Das Lachen verging ihm, als Crouzon auf ihn zukam. Er stellte ihm einen Stuhl in den Weg, sah sich nach allen Seiten um. Crouzon zuckte mit den Schultern, murmelte «Feigling» und ging. Die Tür schlug hinter ihm zu, wur-

de verriegelt; dann erst rief Dousset mit erstickter Stimme «Gaurer».

Im Treppenhaus starrte Crouzon noch lange auf diese Tür. Schließlich stieg er mit hängendem Kopf die Stufen hinunter.

An diesem Abend aß er allein. Gewiss dachte er daran, alle seine Freunde aufzusuchen, ihnen den Zwischenfall zu schildern; er wusste, der Erste würde im Vorteil sein, er setzte jetzt schon eher auf Taktik, auf zurechtgelegte Worte denn auf seine Redegewandtheit. Er empfand jedoch einen unüberwindlichen Widerwillen, den Zwischenfall zur Sprache zu bringen.

«Ich muss aber hin. Wenn der andere sie vor mir warnt, bin ich meine Repetitorien los, die juristischen und sicher auch die literaturwissenschaftlichen; ich verdanke sie alle Aubrains Onkel, dem Gymnasialdirektor. Und Aubrain und Dousset ... Was die Chancen betrifft, im Oktober der Rechtsabteilung von Doussets Onkel beizutreten, die sind ja ohnehin vertan ... *Einen Kaffee, Herr Ober, nein, keinen Kaffee, einen Schnaps!* Aber da löst sich ja dein ganzes Leben auf, mein Guter, dein ärmliches kleines Leben, das du schon für einigermaßen gesichert hieltest. Na los, am besten suchst du sie gleich allesamt auf, mindestens aber Aubrain und die *Sperberin*. Los: *Herr Ober, die Rechnung*. Die Stimme versagt mir, ich werde nicht mit ihnen sprechen können. Nein, ich bin rein körperlich nicht dazu in der Lage. Steh auf. Mein armer alter Dieudonné, sieh dich doch im Spiegel an: Heute Abend würde dir jeder unrecht geben. Und jetzt hinterlässt du auch noch zu viel Trinkgeld, wie ein Betrüger, oder als wolltest du dieses Stoppel-

gesicht aus der Auvergne zum Freund gewinnen. Ins Bett, aber schnell. Wie kalt es hier draußen ist ...»

Er ging nach Hause, in seine zum Hotelzimmer umgebaute Flurecke; fuhr mit der Hand zärtlich über seine Bücher, seine Notizhefte, die zahlreicher waren als seine Bücher, mit dem kindischen Gefühl, dass wenigstens *diese* Dinge ihm erhalten blieben. Gern hätte er einen Hund oder eine Katze gehabt. Seine Gedanken verpufften sämtlich; er schlief rasch ein, inmitten des Elends.

An diesem Frühlingsanfang 1924¹ war Dieudonné Crouzon schon seit zwei Jahren kein Internatsaufseher mehr; diese Fortsetzung seines Stipendiatendaseins hatte er in schlechter Erinnerung. Er lebte von Nachhilfestunden, dank eines guten, wenn nicht exzellenten Rufs an der literaturwissenschaftlichen und der juristischen Fakultät. Die Doktorarbeit in Rechtswissenschaft lag fast fertig in seinem Regal, er hatte jedoch schon drei Doktorarbeiten für Freunde verfasst. Anwalt? Jurist und Rechtsgelehrter? Er hatte weder für Politik noch für große Reden etwas übrig. Dabei fand er in der Öffentlichkeit durchaus Anklang, mit seinen dunklen Haaren und der hageren Statur, der geraden Nase und dem schmalen Kinn; bei Studentenversammlungen sprach er aus dem Stegreif, glänzte eine Zeit lang; und gerade, wenn er am mitreißendsten war, hörte er abrupt auf, schnitt sich mit einer sarkastischen Bemerkung selbst das Wort ab. Die einen fanden ihn etwas seltsam, die anderen hochmütig. Man hatte ihn *Ach, doch nicht* genannt, bis zu jenem Tag, an dem ein Schöngeist ihm den Spitznamen *Luftzug* verlieh. Keine Spur von Affektiertheit in seiner Haltung: ein zerstreuter, rastloser Mann, der sich

achselzuckend mit einer mittelmäßigen Zukunft abfand. Als er zwanzig war, hatte er bei einer öffentlichen Versammlung einen ehemaligen Minister unterbrochen: «Wer muss dran glauben, Herr Minister, wenn es zu viele Intellektuelle gibt: Sie oder ich?»

Wenn andere große Reden schwangen, pflegte er zu antworten: «Aber warum sollte ich Meinungen vertreten, die meinen Interessen dienen?»

Vom achten Lebensjahr an emsig arbeitend, weil er sich ergeben und voller Schwermut den Umständen fügte, bewahrte er sich die kindliche Weisheit, die Scheu, den Verzicht auf persönliche Interessen, die für Lehrer charakteristisch sind, für resignierte Beamte, für Staatsingenieure. Wie diese strebte er nichts weiter an als eine sichere, eng umrissene Position, die ihm erlauben würde, immer gleich zu handeln und sich selbst auf ewig zu vergessen. Die wohlhabenden Bürger, denen allgemein zugängliche Studienplätze ein Dorn im Auge sind, belustigten ihn. «Das Studium bricht mehr Ehrgeizlinge, als es hervorbringt», sagte er gern und wurde dafür von den Anhängern beider Seiten schief angesehen. Eine Störung im Ablauf seiner dürftigen Existenz war für ihn schlimmer als für einen Bankier der Ruin oder für einen Herrscher der Verlust seiner Krone.

Ein Hechtsprung, den er im Schlaf vollführte, ließ ihn mitten in der Nacht hochfahren. War es vielleicht zu warm für Anfang April? Ach, die Geschichte von gestern: Die brannte ihm wie ein Senfwickel auf der rechten Seite. Er wollte sich wieder in die Laken verkriechen, bekam aber kein Auge zu. Er starrte an die Decke, auf ein Lichtherz

oberhalb der Vorhänge; die Schlitze versahen das Herz mit drei strahlenden Lanzen. In einer Anwandlung von Aberglauben berührte er mit einer Fingerspitze den Holzboden: «Ganz ruhig, es sind die Straßenlaternen, die Vorhangschlitze, nichts weiter.» Ihm fielen die paar Äpfel ein, die er mit zwölf stibitzt hatte, als er über die Mauer eines Obstgartens geklettert war; er schämte sich wegen der Tiere, die er beim Jagen getötet hatte; er empfand Reue, weil er einigen Kommilitonen während der Prüfungen geholfen, einer törichten, in Tränen aufgelösten kleinen Verkäuferin den Laufpass gegeben hatte, da er ihr Treulosigkeit unterstellte. Wenn er bereits so vieles auf dem Kerbholz hatte, wie sollte er dann seine Unschuld beweisen? Er glaubte selbst kaum noch daran: Leise fing er mit der *Darlegung des Sachverhalts* an, aber dann kam ihm gleich Doussets hämische Anrede wieder in den Sinn: «Herr Rechtsanwalt Dieudonné Crouzon.» Nein, Wortgewandtheit wäre morgen das denkbar Ungeschickteste; kein ausgefeilter Bericht: Er musste spontan und bescheiden auftreten.

Er betrachtete sich im Spiegel: triste Miene, von vornherein verurteilt. «Kopf hoch, mein Freund», sagte er sich, aber sein bleiches Ebenbild nahm diesen lachhaften Zuspruch mit verzogenem Mund auf: «Hätte ich ihm die Briefftasche doch wirklich gestohlen, dann wüsste ich wenigstens, warum ich zittere. Das gute Gewissen, noch so eine Anwaltsmär! Wer weiß? Vielleicht die dümmliche Beherztheit fantasieloser Leute ...» Diese Vorstellung erheiterte ihn kurz, bis sie ihn schließlich betäubte.

Er wachte lange vor Tagesanbruch auf, erstellte eine Liste der Leute, die er unbedingt aufsuchen musste. Zunächst Aubrain, dann die *Sperberin*, danach Boutin. Mit Boutin

beginnen: Der mochte ihn am liebsten ... nein, mit den anderen ...

«Jetzt habe ich mich auch noch beim Rasieren geschnitten. Ein Bläschen an der Lippe: Wie sollte es anders sein. Der Tag fängt ja gut an!»

Hundertmal sprach er vor sich hin, eintönig wie ein Hypnotiseur: «Crouzon ist unschuldig, Dieudonné Crouzon ist unschuldig.» Doch als er auf die Straße trat, stach ihm die Sonne in die müden Augen, und sein jüngst erwachter, uneingestandener Aberglaube deutete dies als schlechtes Omen.

Die Verbannung

Zuerst musste er zu Aubrain eilen. Crouzon klopfte so früh bei ihm an, dass er ihn im Morgenmantel vorfand, während er noch bei seinem Café au lait saß.

«Ach, du bist's! Guten Morgen, Crouzon», sagte er ge-
dehnt.

Crouzon warf einen Blick auf das Telefon: Dousset hatte Aubrain bestimmt noch am gestrigen Abend unterrichtet. Aubrain hatte ihm natürlich geglaubt. Das hätte er sich doch im Voraus denken können, dass die beiden ein Herz und eine Seele waren, alles aus demselben Blickwinkel betrachteten. Der schlanke, hochgewachsene Aubrain, der, wäre er weniger träge gewesen, wie ein Offizier gewirkt hätte und seine glatten Haare so hingebungsvoll pflegte wie Dousset seinen Bürstenschnitt, hatte genau wie dieser die Anmutung eines verzogenen Kindes. Sogar Aubrains Freundlichkeit war, wie Crouzon jetzt erkannte, stets herablassend gewesen.

«Egal, dann kämpfe ich eben», dachte der Verleumdete. *Sein Gewissen* befahl ihm zu kämpfen, und diesmal sollte es nicht umsonst gesprochen haben. «Hat dir Dousset seine Räuberpistole erzählt?»

«Ja, ich weiß Bescheid», sagte Aubrain und machte es sich in seinem Sessel bequem, als gewährte er eine Audienz. Er bot Crouzon eine Zigarette an, die dieser ablehnte.

«Nein, du weißt noch gar nichts, bitte, hör mich an. Diese ganze Geschichte ist einfach absurd ...» Einmal in Fahrt gekommen, fiel ihm das Reden nicht schwer. Er fesselte die Aufmerksamkeit seines Gegenübers: Wenn er ihn zurückgewann, würde es ihm gewiss auch bei allen anderen gelingen. Er verstummte. Aubrain sah dem aufsteigenden Rauch nach, sagte dann nur: «Dousset ist sich sicher, die Brieftasche in die Schublade gelegt zu haben.»

«Und ich bin sicher, die Rachsucht trübt ihm die Erinnerung. Der Fettkloß verwindet es nicht, dass er von mir Prügel bezogen hat. Er lügt nicht bewusst, aber du kannst dir ja vorstellen, wie uneinsichtig dieser Dickschädel ist ...!»

Hier beging Crouzon einen Fehler: Sich über Dousset zu erheben hieß, sich über Aubrain zu erheben. Er sah, wie sein Gegenüber die lässige Pose noch übertrieb, ein nachdenkliches Gesicht aufsetzte. Schließlich sagte Aubrain bedächtig, als verkündete er ein Urteil: «Ich wäre sehr geneigt, Dousset die Schuld zu geben, wenn du schon bei den ersten Anzeichen einer Auseinandersetzung gegangen wärst. Dabei geht es nicht nur um Feingefühl, mein Lieber: Es geht auch um Stil. Du hast ihn niedergeschlagen, du hast dich ins Unrecht gesetzt ... Nein, gib dir keine Mühe, ich weiß noch genau, was du mir erzählt hast. Ich stelle lediglich fest, dass es keine Beweise gibt, weder auf der einen noch auf der anderen Seite. Ich beschuldige dich nicht. Ich weiß nicht, was ich von dieser Geschichte halten soll, ich habe keine Meinung dazu. Und ich finde sie so unangenehm, dass ich nicht mehr darüber nachdenken möchte. Auf Wiedersehen, mein Freund.»

Er schob Crouzon ganz sanft zum Ausgang, aber dieser

lehnte sich an die Tür, senkte den Kopf und sprach leise und beharrlich auf ihn ein: «So wird man doch beiden Seiten nicht gerecht, man teilt bloß die Verantwortung auf. Aber so würde man mehr oder weniger mit allen Ungechtigkeiten durchkommen.»

Aubrain nickte lächelnd, als nähme er dieses Argument nur wegen seiner Eleganz zur Kenntnis. Er antwortete nicht.

«Was nun meine Schüler am Gymnasium angeht», fuhr Crouzon mit heiserer Stimme fort, «muss ich doch nicht befürchten, dass ...»

«Aber nein, solange die Geschichte nicht durchsickert», sagte Aubrain. «Und ich werde sie ganz bestimmt nicht an die große Glocke hängen, keine Sorge.»

Mit diesem billigen Trostwort öffnete er die Tür.

Crouzon fühlte sich verloren, wie ein Getriebener beschleunigte er seine Schritte. Ohne ihn zu bemerken, lief er dem dicken kleinen Louviers über den Weg, der in Châtenay wohnte und wie jeden Morgen aus der Gare du Luxembourg trat.

«He da, wohin so eilig?», rief Louviers lachend. (Er weiß von nichts: Sprich ihn als Erster darauf an.)

«Ach, wenn du wüsstest, was mir passiert ist ...» Und er erzählte seine Geschichte; gegen seinen Willen benutzte Crouzon wieder dieselben Worte, denselben Tonfall wie bei Aubrain.

«Pah! Das ist doch nicht der Rede wert», sagte Louviers. Er hatte soeben seine Zeitung aufgeschlagen und wiederholte, während er die Schlagzeilen überflog: «Nur keine Aufregung, das ist nicht der Rede wert.»

«Entschuldige mal, Louviers, für mich ist es doch ziemlich schlimm; hör mich an, bitte.»

Und dann fuhr er fort: «Wie groß Doussets Verblüffung war, als er die Brieftasche wiederfand, und wie hartnäckig sein Groll – und wie wenig er von seinem Verdacht ablassen wollte, auch wenn hinter seiner Lüge keine Absicht steckt.»

«Du verstehst dich aufs Plädieren», sagte Louviers heiter. Mit seinen zu kurz geratenen Armen, seinen Patschhändchen ahmte er die Gesten des mageren Crouzon in übertriebener Weise nach. «Sei unbesorgt, Herr Rechtsanwalt Dieudonné Crouzon, du wirst vor dem Schwurgericht eine fabelhafte Figur machen.»

«Aber jetzt geht es erst einmal um meinen Lebensunterhalt, verdammt.»

«Gut, dann handelt es sich also um ein Sozialdrama. Revidieren wir eben, ich bin Revisionist²: alte Familientradition.»

Dann verzog er sich rasch, immer noch lachend, mit seinen kurzen Beinen und seinem fetten Bäuchlein.

«Boutin ist der Einzige, der mir möglicherweise Gehör und Glauben schenkt. Hoffentlich treffe ich ihn zu Hause an.» Boutin, ein Literaturdozent, wohnte am Rond-Point Bugeaud, im Haus der *Fondation Thiers*³, wo er an seiner Promotion arbeitete. Als Crouzon an seine Zimmertür klopfte, schwitzte er vor Aufregung; der Ruf «Herein» erfüllte ihn mit Freude, und erst recht das friedfertige, von struppigen Haaren umrahmte Gesicht, das ihn aus großen blauen Augen ansah. «Er weiß von nichts. Netter Kerl – wie schwerfällig er aufsteht, und wie schlecht seine Hose sitzt.»



Jean Prévost

Das Salz in der Wunde

Roman

Gebundenes Buch, Leinen mit Schutzumschlag, 288 Seiten,

13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-7175-2338-3

Manesse

Erscheinungstermin: Mai 2015

Ein Klassiker der französischen Moderne erstmals auf Deutsch

Aller Aufstieg ist schwer. Sein geliebtes Paris hat Dieudonné Crouzon verlassen müssen gleich einem geprügelten Hund, der Empfang im Provinznest Châteauroux ist für den jungen Großstädter frostig. Doch die Demütigung brennt wie Salz in der Wunde – Crouzon arbeitet sich hoch und kehrt im Triumph an die Seine zurück. Mit der Verve der großen modernen Erzähler schildert Jean Prévost die Entwicklung eines Getriebenen zum glücksverwöhnten Selfmademan.

Dieudonné Crouzon fällt aus allen Wolken. Eben noch saß er bei seinem Freund Dousset auf dem Canapé und knabberte Kekse. Dann bezichtigt ihn dieser zu Unrecht des Diebstahls, es kommt zum Eklat. Nun hat sich fast die gesamte Clique von ihm abgewandt, und er, der fleißige Student aus einfachen Verhältnissen, steht vor einem gesellschaftlichen Scherbenhaufen. Gedemütigt kehrt er dem Paris der 1920er-Jahre den Rücken und fängt in einer Kleinstadt bei null an: als Schreiberling für eine Wahlkampfzeitung. Von Revanchegelüsten getrieben, wird er vom Journalisten zum Verleger, vom Flugblattdrucker zum Werbeunternehmer und schließlich zum Abgeordneten des ländlichen Départements. Berausend schnell, überaus elegant und mit unverwechselbarer Stimme erzählt Jean Prévost den Werdegang eines Helden voller Tatendrang.